

Vossen Hein

In dankbarer Erinnerung an meinen Vater

Während meiner Jugend- und Flegeljahre war das Verhältnis zwischen meinem Vater und mir nicht unbedingt als „ideal“ zu bezeichnen. Es gab zwar absolut keine Spannungen oder gar Differenzen zwischen uns, das Gegenteil war eher der Fall. Es bestand aber bei mir eine gewisse „Scheu“ ihm gegenüber, die dazu führte, dass ich mich mit eventuellen Problemen – in der Jugend hat man gelegentlich Probleme – an Mutter wendete. Und das, obwohl sie uns Kinder keineswegs verwöhnte. Mutter erzog uns eher auf derbe Eifeler Manier: Sie hatte den ganzen Tag über alle Hände voll grober Arbeit, da blieb für kindliche Hätschelei keine Zeit mehr übrig. Vater war da eher das Gegenteil, doch ließ er seine echten Gefühle nur selten offenkundig werden. Diese Eigenheit ist voll auf mich übergegangen, ebenso seine Unfähigkeit, mit Worten zu glänzen. Frauen durch Worte zu „besiegen,“ das war nicht Vaters Stärke.

Heute weiß ich, dass „Vossen Hein“ sich für mich zerrissen hätte, wenn er mir damit aus der Not hätte helfen können. Vossen Hein, das war allgemein sein ortsüblicher Name, unter dem er auch bei seinen Berufskollegen bekannt war. Zu meinem „Handwerkszeug“ auf den nächtlichen „Flegeltouren“ unserer Truppe gehörte eine Dreifach-Stablampe mit starkem Scheinwerfer. In meiner Lampe war das Birnchen durchgebrannt, Geld für einen Ersatz hatte ich nicht und wandte mich zaghaft an Vater, weil ich den mütterlichen „Zorn“ fürchtete. Vater besaß nie ein Portmonee, er trug die Pfennige stets lose in der Tasche, – sofern er überhaupt in den Besitz von Geld kam. Ich sehe ihn noch heute die Taschen seiner Arbeitskleidung durchforschen. Schließlich brachte er 35 Pfennig zum Vorschein, mehr war nicht da, es reichte aber gerade für ein neues 3,8-Volt-Lämpchen, gekauft im Laden von „Hammesse Hein.“ Niemals im späteren Leben habe ich ein wertvolleres Geschenk erhalten als diese 35 Pfennige. Doch das erkannte ich erst Jahre später, 1957 an Vaters Sterbebett. Wie unsagbar gern hätte ich ihm da noch einmal Danke gesagt! Doch das ging nicht mehr, Freund Hein, sein Namensvetter, hatte Vossen Hein geholt, unwiderruflich und für immer.

Mein Vater war von Statur ein kleiner Mann, etwa 1,65 Meter groß, dabei auch von mehr oder weniger „zierlichem“ Körperbau, kaum schwerer als 60 Kilo. Erstaunlich bei ihm: Einen Zementsack vermochte er kaum anzuheben, einen zentnerschweren Balken trug er mit Leichtigkeit. Das war wohl berufsbedingt: Balken und Bohlen gehörten zu seinem Schreineralltag.

Gebürtig war er von Wiesbaum (Rheinland-Pfalz, Kreis Daun), sein Vater Johann war Schreiner, seine Mutter Franziska war gelernte Näherin, im Jahr 1896 wurde sie Handarbeitslehrerin von Wiesbaum. Im selben Jahr herrschte in Wiesbaum eine Diphtherie-Epidemie, die Schulchronik berichtet, dass hierbei Vaters 11-jähriger Bruder Matthias und „zwei noch nicht schulpflichtige weitere Geschwister“ verstorben sind. Mir noch bekannte Geschwister Vaters waren Anna Weber (Wiesbaum), Christoph Vossen (Esch bei Jünkerath) und Maria Müllenmeister (Blankenheim). Die Familie Vossen wohnte in einem kleinen Haus in der Wiesbaumer Kirchstraße, das später von der Gemeinde gekauft und abgerissen wurde. Ich war dort einige Male als Kind zu Besuch.

So klein von Gestalt er auch war, – in Wut geraten, wurde Vossen Hein zum Riesen. Und er geriet gelegentlich rasch in Wut, dann nämlich, wenn man ihn „verarschte“ oder ihm offenkundig Unrecht tat. Diese „Eigenschaft“ habe ich übrigens voll und ganz von ihm übernommen. Ansonsten war er ein Gemütsmensch und nicht so leicht aus der Ruhe zu bringen. Trat man ihm aber auf die Zehen, konnte er von einer Sekunde zur nächsten buchstäblich explodieren. In diesem Zustand des Jähzorns ging man ihm am besten für kurze Zeit aus dem Weg.

Die Wut nämlich hielt bei ihm nicht lange an, dann tat es ihm schon wieder leid und er versuchte eine Wiedergutmachung, egal welcher Art die auch sein mochte.

An ein Ereignis erinnere ich mich noch sehr gut. Vater mochte weder Lamm- noch Ziegenfleisch (ich übrigens auch nicht, bis heute). Wir hatten zwei junge Zicklein geschlachtet und Mutter hatte das Fleisch „anonym“ auf dem Mittagstisch serviert. Vater äußerte sich zunächst sehr zufrieden mit der Mahlzeit, als er dann aber erfuhr (Mutter konnte ja den Mund nicht halten), dass er Ziegenfleisch verzehrt habe, wurde er weiß wie die Küchenwand. Da zersplitterten ein paar Porzellanteller auf dem Boden, Essenreste mischten sich unter die Scherben und unser Alli verzog sich klagend nach draußen. Unsere Mutter war an sich nicht so leicht zu beeindrucken, – bei dieser Gelegenheit wurde auch sie einmal ungewöhnlich kleinlaut.

Vater war ganz und gar kein Frauenheld, im Umgang mit den „Langhaarigen“ war er eher schüchtern, scheu und unbeholfen. Gelegentlich hat er später immer wieder behauptet, dass er auch während seiner Barras-Jahre „standfest“ geblieben sei, und das glaube ich ihm sogar. Da hat nämlich am 12. Dezember 1942 die Belegschaft des Junkers-Flugzeugwerks in Courcelles (Belgien) einen Kameradschaftsabend veranstaltet. Die „Bierzeitung“ dieser Feier ist in meinem Besitz, und darin steht zu lesen „...kleiner Vossen, sei ein Mann,“ dies mit Blick auf Vaters Umgang mit Frauen. Vater war vom Fliegerhorst Köln-Ostheim in die JU-Produktion nach Belgien dienstverpflichtet und hat dort dreieinhalb Jahre lang die Werksschreinerei geführt. Damals wurde im Flugzeugbau noch viel Holz verarbeitet, besonders in Jagdmaschinen.

Ein „Großer Musiker vor dem Herrn“ war Vossen Hein ganz sicher nicht, er spielte aber leidenschaftlich gern und auch ganz passabel Geige. Seine Notenkenntnis war allerdings ziemlich bescheiden, er konnte die schwarzen Kleckse zwar „lesen“ und auf dem Instrument wiedergeben, selber komponieren fiel ihm unterdessen reichlich schwer. Er hat sich längere Zeit, aber vergeblich bemüht, mir das Geigenspiel beizubringen, er schaffte eigens dafür eine „Dreiviertelgeige“ (kleineres Instrument) an. Das „Firgeln“ auf den vier Violinsaiten behagte mir aber nicht, über ein paar aus dem Gedächtnis gespielte Stücke kam ich nie hinaus. Vaters eigenes Instrument – ich weiß nicht, auf welche Weise es in seinen Besitz geriet – war zwar keine Stradivari, immerhin aber kam es aus der sehr bekannten Werkstatt von Matthias Klotz in Mittenwald. Das war aus einem auf den Geigenboden geklebten und durch die „F-Schlitz“ in der Decke sichtbaren handgeschriebenen Zettel ersichtlich. Dabei stand auch eine Jahreszahl, die weiß ich aber nicht mehr. Matthias Klotz lebte von 1653 bis 1743. Die Geige klang wunderschön weich und einschmeichelnd, Vater konnte ihr zu Herzen gehende Melodien entlocken. Ein Stück, das er gern spielte, ist mir noch in Erinnerung, weil er dabei auch den Text sang: „All mein Glück im Meer versank.“

Nach dem Krieg schaute Vater sich intensiv nach Gleichgesinnten um und fand auch bald ein paar Musikfreunde, mit denen er sich zusammenschloss. Zu viert probte man fleißig reihum in den Wohnungen, schuf sich mit der Zeit ein kleines Repertoire an Musiktücken und gründete schließlich eine Musikgruppe. Die blieb zwar zeitlebens namenlos, hat aber jahrelang die Eifeler beim Kirmesball oder Dorffest mit ihren Tanzklängen erfreut. Die Spieler waren: Josef Schröder („Schröder-Jupp“) mit der Trompete, sein Schwager Fritz Schlemmer („Jillesse Fritz“) am Schlagzeug, Jakob Schlemmer („Schlemmesch Köbes,“ unser Nachbar aus Schlemmershof) am Akkordeon, und Vossen Hein mit der Geige. Die Vier waren keine „Band,“ sie spielten auch keine „Hits,“ aber der Rhythmus stimmte und die Leute konnten tanzen, das genügte. Ihre Noten bezogen sie über den Kölner Musikverlag von Karl Bette. Ich habe gelegentlich in Vaters Notenmappe geblättert, ein paar der damals gängigen Nachkriegsmelodien von Karl Bette kenne ich noch: „Fahre kleines Schifflein,“ dann „Rosemarie, wann kommst du wieder“ oder auch „Zum Abschied reich ich dir die Hände.“

Wie bereits erwähnt: Vossen Hein konnte von einer Sekunde zur nächsten erschreckend jähzornig werden, besonders wenn man ihm Unrecht tat. Er verlor dann jegliche Selbstkontrolle, allerdings hielt dieser Zustand nicht lange an. Die Siedlungsgesellschaft „Neuland“ war nach dem Krieg Vaters wichtigster Auftraggeber, ging aber in Konkurs und schuldete uns noch gut 3.000 DM, damals eine beachtliche Geldsumme. Zur Konkursmasse gehörte unter anderem ein Haufen Schnittholz aus dem Sägewerk von „Steffens Mattes,“ das bei uns lagerte. Ein Lastwagen kam, zwei Männer stiegen aus: „Wir sollen das Holz aufladen.“ Vater wurde bleich, griff sich ein Stück Latte, das da herum lag, hielt die offene Hand hin: „Neuland schuldet mir dreitausend Mark, her mit dem Geld, dann könnt ihr aufladen, ansonsten rührt auch nur ein Brett an und ihr steht nicht mehr auf.“ Der LKW verschwand durch die Woltersgasse, er kam niemals wieder.

Unendlich sind die Erinnerungen, laufend kommen neue Gedanken auf. Ein Ereignis will ich noch erzählen, das um Haaresbreite böse geendet hätte. Die neue Dreizweck-Maschine war da (Kreissäge, Fräse, Langlochbohrer), Motordrehzahl 3.000 pro Minute, bei gleicher Kraftübertragung also dieselbe Drehzahl bei der Kreissäge, – geradezu selbstmörderisch für eine Schleifscheibe von 30 Zentimeter Durchmesser und etwa 15 Millimeter Dicke. Zulässig war laut Werk ein Scheibendurchmesser von 12 Zentimeter.

Es gab einen sehr scharfen kurzen Knall, ein Geräusch als wäre ein Brett zerbrochen. Vater schaltete den Motor aus und wankte totenbleich zur Hobelbank, klammerte sich an den Rand der Arbeitsplatte, keuchend, nach Luft schnappend. Größtes Entsetzen, als wir sahen, was geschehen war: Ein dreieckiges Stück, etwa ein Fünftel der gesamten Schleifscheibe, war verschwunden, einfach weg, herausgebrochen und weg. Etwas später entdeckten wir seinen „Weg.“ Es war gegen die Decke gedonnert, hatte ein Brett durchschlagen, war drei Meter höher durch das Blechdach gefahren, etwa 25 Meter weit durch die Luft über die Straße geflogen und beim Nachbarn Karl-Heinz Paffrath im Gartenboden stecken geblieben. Dort wurde es später gefunden, weil es in den Rasenmäher geriet. Eine waagerechte Flugbahn statt einer senkrechten, – das Trümmerstück hätte Vaters Kopf gespalten. Sagenhaftes Glück im Unglück: Die Schleifscheibe ging nicht vollständig in Trümmer, es brach nur ein Teilstück heraus. Da hat einer geholfen.

Vossen Hein liebte das Besondere, Nichtalltägliche. So besaß er beispielsweise als Einziger in Nonnenbach einen Agfa „Billy Rekord“- Fotoapparat mit ausziehbarem Objektiv und manueller Einstellung. Er besaß auch ein Adler-Dreigang-Fahrrad und einen „Flobert,“ ein sechs Millimeter-Kleinkalibergewehr. Und unser Radio war ein „EMUD 31W,“ ein besserer Einkreiser-Volksempfänger mit drei Röhren der A-Serie. Vater konnte sich solche Extras leisten, auch wenn seine Lohntüte nicht so besonders „dick“ war: Die Hauptnahrungsmittel lieferte uns unsere kleine Landwirtschaft, und großartige Ansprüche ans Leben wurden bei uns nicht gestellt. Vaters Altersgenossen daheim waren unser Nachbar Hubert Klinkhammer („Kau Huppert“) und Johann Plützer („Muletuësch Johann“) aus Nonnenbach. Johann nannte mich wegen meiner ständigen „Quisselichkeit“ immer nur „et Jummimännche“ (Gummimännchen). Die drei Kumpane trafen sich sonntags nachmittags bei uns zum Sportschießen mit dem Flobert. Meistens durfte ich mit schießen und erlangte mit der Zeit eine ganz passable Fertigkeit mit dem federleichten Gewehrchen. Vater war ein wenig stolz auf meine Schießkünste, er selber war beim Barras der zweitbeste Schütze in seiner Kompanie.

Als wir unser Haus in Blankenheimerdorf bezogen, gab es dort noch die uralte 220/380-Volt Stromversorgung mit separatem Drehstrom- und Wechselstromzähler. Da war auch noch der „Null“ (stromloser Erdungsleiter) durch das Zählwerk geführt, und das ermöglichte dem findigen Hobbyelektriker den einen oder anderen „Trick.“ Beim Holzsägen in der Werkstatt wurde oft der Motor überlastet und die Schmelzsicherungen am Zähler brannten durch. Um Geld

für neue Schmelzeinsätze zu sparen, wurden die Sicherungen „geflickt,“ mit dünnem Kupferdraht, Stanniolpapier oder schließlich sogar mit einem dünnen Drahtnagel. Das war natürlich brand- und lebensgefährlich und beinahe kriminell, doch das störte niemanden, es ging erstaunlicherweise auch immer alles gut. Bis Vater einmal mit der selbstgebastelten „Probierlampe“ am Kasten der „Panzersicherungen“ nach dem durchgebrannten Einsatz forschte und dabei die Glühbirne dicht vor seinem Gesicht mit hässlichem Knall zerplatzte. Ihm geschah nichts Ernsthaftes, er legte aber die Reste der Probierlampe still beiseite und hat sie nie wieder angefasst. Er hatte dummerweise eine 100-Watt-Birne eingeschraubt, weil eine kleinere gerade nicht zur Hand war. Die Lampe war für 220 Volt gebaut, Vater berührte aber 380 Volt und das verkraftete der relativ geringe Glühdrahtwiderstand der 100-Watt-Birne nicht.

Es war eine ganz und gar spontane Abwehrreaktion, mit der ich eines Tages Vossen Hein „zu Fall brachte.“ Wir hatten einen Teil der alten Scheune umgebaut und als Erweiterung der anfänglich noch kleinen Schreinerwerkstatt angegliedert. Ich war dabei, die letzten Bretter des Fußbodens einzupassen, Vater war vorne beim Eingang bei der Hobelmaschine beschäftigt. Mein letztes Bodenbrett musste etwas keilförmig geschnitten werden, ich hatte schon zweimal vergeblich „nachgearbeitet“ und immer noch passte es nicht. Da nahm ich den Hammer zu Hilfe, doch mit Gewalt ging es erst recht nicht. Das schmale Brett ging in Stücke und Vater schaltete die Maschine aus: „Du verdammter Hond, heraus hie.“ Er war an diesem Tage ohnehin nicht so gut gelaunt.

Eraus hie! Um nach draußen zu gelangen, musste ich notgedrungen durch den nur meterbreiten Gang zwischen Wand und Hobelmaschine, und dort stand der Rächer. Ein Tritt ins verlängerte Rückgrat war unvermeidbar. Auf gleicher Höhe mit dem Gegner, sah ich mit halbem Auge die Gefahr kommen, griff instinktiv hinter mich, erwischte den schwingenden Fuß – und Vossen Hein saß zwischen Hobelspänen und Sägemehl auf dem Boden. Weh getan hatte er sich nicht, und mir konnte er nichts mehr tun, weil ich die Flucht in Richtung Woltersgasse ergriffen hatte. Nicht auszudenken, wäre ich ihm in diesem Augenblick in die Hände geraten. So aber, als ich eine halbe Stunde später in den Hof schlich, war die Geschichte vergeben und vergessen. Auch das war mein Vater, Vossen Hein.

Warum ich meinem Vater nie das volle kindliche Vertrauen entgegengebracht habe, – ich weiß es nicht, vielleicht weil ich mir seiner männlichen Überlegenheit bewusst war. Auf einem Gebiet war allerdings auch ich ihm überlegen: Die deutsche Sprache und Rechtschreibung machte ihm hier und da Schwierigkeiten. Das gab er auch unverhohlen zu und ließ sich von mir seine beruflichen Schriftsätze nachbessern, das war gar kein Diskussionsthema.

Heute weiß ich: „Pap“ (Vater) war insgeheim stolz auf mich, – und ich habe es ihm nie gedankt, vielmehr alles für selbstverständlich gehalten. Er war beispielsweise stolz, als ich zum Gymnasium Steinfeld kam, auch wenn das zusätzliche Kosten verursachte. Er abonnierte sogar für mich die „Westermanns Monatshefte“ und kaufte mir den dreibändigen dicken „Neuen Herder.“ Diese im Sinne des Wortes „schwergewichtige“ Edition aus dem Jahr 1949 besitze ich heute noch. Ziemlich stolz war Vater auch, als ich am 01. Oktober 1953 meinen Dienst bei der Bundesbahn antrat. Mein erstes Geld wurde mir für drei Monate zusammen im Dezember ausgezahlt, davon kauften wir über die Firma Alwin Voss in Aachen eine Royal-Schreibmaschine „Diana“ für 425 DM. Das Geld hätten wir an anderer Stelle nötiger gebraucht...

Als ich geboren wurde, hat Vater Freudentänze aufgeführt und war außer sich: Zwei Mädchen hatte er schon, jetzt endlich war der Sohn und Stammhalter da! Ob der den Schreinerberuf des Vaters und Großvaters weiterführen würde? Vater hat mich in dieser Richtung nie beeinflusst und war auch sofort damit einverstanden, dass ich zur Bundesbahn ging. Sein Kommentar: „Du sollst es einmal besser haben als ich.“ In der Tat: Er hatte uns mit seinem Schreinerberuf

mehr schlecht als recht „über die Runden bringen“ müssen. Nicht zuletzt weil ihm seitens der „Obrigkeit“ (Bezirksregierung, Kreishandwerkerschaft, Ämter) jahrelang die größten Schwierigkeiten beim Fortkommen in seinem Beruf bereitet wurden. Ich besitze noch die entsprechenden schriftlichen Unterlagen, aus denen ersichtlich ist, wie erbärmlich damals in den Nachkriegsjahren mit dem Kleinen Mann und Kriegsheimkehrer seitens der Verwaltung verfahren wurde. Vater wollte damals nichts als eine Ausnahmegenehmigung zur Weiterführung seines Berufs, und die wurde ihm jahrelang verweigert, obwohl sie als spezielles Entgegenkommen für „Ehemalige“ gedacht und eingeräumt war. Voraussetzung war die Meisterprüfung, doch die hat Vater nie absolviert. Damit war die Verweigerung der Ausnahmegenehmigung sogar offiziell absolut „legal.“

Heute (2019) lesen wir fast täglich in der Zeitung, dass wieder einmal ein Großunternehmen Tausende Arbeitsstellen streicht. Heute bangt der Normalbürger um seine Arbeitsstelle, nach dem Krieg rissen sich die Unternehmer um jede einzelne Arbeitskraft. Mir sind beispielsweise mehrere Fälle bekannt, in denen pensionierte Bahnmitarbeiter wieder eingestellt wurden, weil Arbeitskräfte rar waren. Behördlichen Widersinn und Verschrobenheit gab es aber auch nach dem Krieg schon wieder, obwohl man gerade von uns Deutschen etwas mehr Toleranz und Bescheidenheit hätte erwarten sollen. Beweis dafür: In einem Lehrgangskurs wurde Vossen Hein gefragt, wofür er eigentlich arbeite, und Vater antwortete prompt: „Um meine Familie zu ernähren.“ Da kam er aber an den Richtigen, der amtliche Dozent besaß offensichtlich selber keine zu ernährende Familie: „Das habe ich mir gedacht! Absolut falsch! Sie arbeiten um Werte zu schaffen, merken Sie sich das.“ Idioten gab es also bei uns damals wie heute.

Vossen Hein hat in seinem Leben mehr Tiefen als Höhen erfahren müssen. Er wurde nur 55 Jahre alt, starb am 13. November 1957 in der Nacht vom Kirmesdienstag zum Mittwoch, kurz nach Mitternacht. Zuvor war er noch im Saal gewesen und hatte meine jüngste Schwester Helga nach Hause gebracht. Er fühlte sich unwohl, legte sich ins Bett und starb. Helga erschien im Saal, im Schlafgewand, und alarmierte mich: „Pap es duöd,“ es gab eine Menge Aufregung, ein Haufen Neugieriger versammelten sich vor unserem Haus. Dr. Rudolf Scholz aus Blankenheim, unser Hausarzt, war nach zehn Minuten bei uns: „Herzinfarkt, nichts mehr zu machen.“ Heute ist man auf den Notarzt angewiesen. Von meinem Hausarzt weiß ich nicht einmal die private Telefonnummer, die kriege ich auch nicht.

Vossen Hein hatte damals ein Begräbnis in Blankenheimerdorf, wie man es dort nur selten erlebt hat. „Das ganze Dorf war dabei,“ könnte man ohne Übertreibung behaupten, denn das ganze Dorf hatte dem Verstorbenen einiges zu verdanken. Ich könnte heute noch Fälle aufzählen, in denen Vater ausgestellte Rechnungen kurzerhand um ansehnliche Beträge gekürzt hat, weil in dem betreffenden Haushalt Not herrschte. Im Dorf dreht sich heute noch eine Haustür in ihren Angeln, die nur zur einem Teil anbezahlt wurde. Unser Nachbar Ludwig Rosen („Keschesch Lud“) hat es auf den Punkt gebracht, als er an Vaters offenem Grab erklärte: „Du hast keinem von uns jemals den Hals zugehalten.“ Das war unverblümt, aber ehrlich und wahrheitsgetreu ausgesprochen.

Ob es stimmt, dass wir alle uns irgendwann einmal im sogenannten „Jenseits“ wiedersehen? Man hat es uns gelehrt, also glauben wir daran. Auf ein Wiedersehen mit Vossen Hein freue ich mich.